

## SEHENDE HERZEN VOR DER AUFKLÄRUNG

Henning Vierck

Plötzlich sieht man jemanden, einen Freund etwa, an den man gerade gedacht hat. Ein Wunder? Zufall? Bisher beunruhigte solch eine Begebenheit mich kaum, selbst wenn derjenige, den ich vor meinem geistigen Auge sah, nicht persönlich erschien, sondern, hinterhältiger noch, sich telefonisch meldete. Mit der Anhäufung ähnlicher Ereignisse aber kommen mir Zweifel. Nicht, dass ich immer öfter mit demjenigen, an den ich gerade denke, in Verbindung trete. Nein, das ist nicht der Fall. Vielmehr macht mich die Tatsache stutzig, dass unsere jungen Wunderforscher durch die Bank von vergleichbar seltsamen Vorgängen berichten. Nicht die paar eigenen, sondern erst die vielen wunderlichen Zufälle anderer lassen mich aufmerken. Könnte es sein, dass ausgerechnet solche Ereignisse, nennen wir sie meinetwegen Visionen, uns über den Ablauf gewöhnlicher Wahrnehmungen aufklären?

..... 144



Liebeskummer.  
Graffito im  
Seelenparadies des  
Comenius-Gartens,  
2007

Ich sehe deinen  
Schmerz nicht mit  
meinen Augen, nur  
mit meinem Herz.  
Abdul, ich hatte  
dich über alles  
geliebt.

Als einer der wichtigsten Begründer neuzeitlicher Wissenschaft hatte Francis Bacon (1561–1626) entgegen der landläufigen Meinung nicht verlangt, die Natur so lange zu quälen, bis sie ihre Geheimnisse preisgibt. Im Gegenteil, er war der Überzeugung, sie täte dies von selbst. Man müsse ihre Wunder nur sammeln. Dann würde sich die Kunstfertigkeit der Natur schon offenbaren. Wie aber verhält es sich mit Wundern des Glaubens? Können sie als Sammlung, als Heiliges Buch, von der Einfühlungsgabe der Religion? Lässt sich über eine Geschichte der Glaubenswunder die Normalität menschlicher Natur verstehen? Vielleicht beides. Wir haben es mit unserer Wunderforschung versucht. Wir haben die Berichte der Kinder studiert und genauso ernst genommen wie die Ausführungen der klügsten Köpfe der Menschheit.

Wissenschaftshistoriker, die sich mit Gedankenwelten vergangener Zeiten beschäftigen, müssen auch erklären können, warum der eine oder andere höchst vernunftbetonte Gelehrte sich dazu verleiten ließ, Weissagungen zu machen. Die Bemerkung, das störe wenig und könne die wissenschaftlichen Leistungen nicht schmälern, denn vor der Aufklärung sei das so üblich gewesen, ist irreführend. Sie trennt dasjenige vom Denken ab, was erst seit der Aufklärung fehlen darf. Vor ihr gehörte Prophetie dazu, nach ihr nur noch die Beweisführung auf der Grundlage von Naturgesetzen. Berechnungen lösten die Weissagungen ab. René Descartes (1596–1650) sagt, man müsse die „Vorurteile der Kindheit“ hinter sich lassen, dann käme man schon zu dem, was ist, also auch zur Vorhersage dessen, was geschehen wird. Wissenschaftshistoriker allerdings können diese Erwachsenenperspektive nicht bedenkenlos übernehmen. Sie haben nicht nur Descartes und seine Nachfolger zu verstehen, sie müssen auch die Gelehrten vor der Aufklärung begreifen. Und da kommen ihnen die Argumente von Kindern gerade recht.

Zweifelsohne, wir wollen mit unseren Studien niemanden blamieren, schon gar nicht die jungen Wunderforscher. Das Kindeswohl ist die erste und oberste Regel unseres wissenschaftlichen Ansatzes. Wir beginnen also, und das widerspricht der Aufklärung keineswegs, mit einer Sammlung von Wundern, die wir und die Kinder dem Aberglauben zurechnen. Wir untersuchen Glücksbringer. Wenn Menschen „wirklich stark daran glauben ... und das auch erreichen wollen“, weiß Jasmina (13 Jahre) zu berichten, „dann schaffen die es bestimmt, aber wenn die nur denken, ‚ach, das bringt mir Glück‘, und nichts daran tun, dann wird es bestimmt nichts.“ Man müsse, so Manar (13 Jahre), „richtig daran glauben und auch dafür was tun ...“, und zwar, so Jasmina wieder, „richtig vom Herzen“.

Ein Wunder geschieht, selbst durch Aberglauben, wenn wir etwas dafür tun, von Herzen. Etwas kann eintreffen, wenn wir von innen, von uns aus es wollen. Wir haben, wie unsere jungen Wunderforscher berichten, diese Freiheit, weshalb „nicht einmal Gott selbst einen Zwang auf den Menschen ausüben kann“, so Johann Amos Comenius (1592–1670). Die Natur des Menschen, und sei diese auch nur durch Aberglauben vermittelt, liegt in seiner von innen kommenden Freiheit. Was aber geschieht, wenn diese Natur etwas verlangt, was äußerlich nicht werden kann? Müssen wir uns dann mit einem bloßen Schein zufrieden geben?



..... 146

Die Wunderforscherin Manar will es Jasmina nicht ausreden, aber bestätigen kann sie es auch nicht, dass dort auf dem Spielplatz der vor Tagen verstorbene Opa ihrer Freundin zu sehen ist. Was für ein Wunder! Unglaublich! Aber dennoch: Kann uns solch eine Vision über die Normalität menschlicher Wahrnehmung aufklären? Ich denke schon. Jasmina und Manar auch. „Man sieht die Seele“, sagt Jasmina auf Nachfragen. Und die bestehe „aus der Liebe vom Herz“, weshalb man innerhalb und außerhalb seiner selbst Körper wahrnehmen könne, bei sich und auch woanders also. Der jeweilig einzelne Mensch sieht nicht nur im Herzen, sondern auch mit dem Herzen. Kein Wunder, dass Manar den Opa nicht sieht, wohl aber Jasmina. Und doch redet dies Manar ihr nicht aus. Sie gewährt Glaubensfreiheit – ein Geschenk, kein bloßer Schein.

Das Ereignis, einen Toten auferstanden zu wissen, ist nicht die Normalität, klärt aber über diese auf. Wir haben sehende Herzen. Das ist normal. Sonst würde Manar ihre Freundin Jasmina, der sie anderntags auf dem Spielplatz begegnet, nicht umarmen. Auf solche Richtigstellungen unserer Visionen von außen sind wir immer wieder angewiesen. Jasmina bedarf ihrer Freundin, denn durch lebende Menschen kann sie sich korrigieren, durch tote nicht. Das ist Selbstbestimmung. Nur in der allergrößten Not darf uns ein Toter lebend erscheinen, damit wir auch dann verstehen, was Leben ist.